

Donauschwäbische Grüße

zum baden-württembergischen Geburtstag

Heimatsachen

Donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag

Reinhard Johler | Josef Wolf | Christian Glass (Hg.)



© Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2012

Projektleitung und Herausgeber:

Reinhard Johler | Josef Wolf | Christian Glass

Projektgruppe:

Melanie Bitzer | Sabine Brem | Michaela Buckel | Cihangir Erol | Fabian Everding | Aikaterini Filippidou | Helen Mayer | Michaela Oslislo | Franziska Richter | Máté Toth | Franziska Veit

Ausstellungskonzept und Architektur:

Südstudio, Hannes Bierkämper, Stuttgart, www.suedstudio.de

Grafische Ausstellungsgestaltung:

CLMNZ / Clemens Hartmann, Karlsruhe, www.clmnz.de

Objektfotografie:

Oleg Kuchar, Ulm, www.photographie-ok.de

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN: 978-3-932512-92-6

Alle Rechte vorbehalten. © Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2012. www.tvv-verlag.de

Gestaltung, Umschlag, Bildbearbeitung und Satz: Aikaterini Filippidou

Belichtung und Druck: Gulde-Druck, Tübingen

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



idgl Institut für
donauschwäbische
Geschichte und
Landeskunde

Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm



Inhaltsverzeichnis

9		Grußwort
11		Donau/Schwäbisches. Eine Einbegleitung zu „Heimatsachen. Donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag“ / Reinhard Johler
33		Die Geschenke der Donauschwaben. Ausstellung und Konzeption / Christian Glass
43		Die Donauschwaben. Von der Ansiedlung bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs / Josef Wolf
73		Heimatortsgemeinschaft. Das Nebeneinander von Wohn- und Herzensheimat / Mathias Beer
99		Chronologie einer Ent-Fremdung. Eine feldforschende Annäherung an die donauschwäbische Welt der Gegenwart / Franziska Veit
113		Der Stand der Dinge. Zur Bedeutung der materiellen Kultur der Donauschwaben in der Gegenwart / Sabine Brem
135		Die Geschenke und ihre Schenker
137		Alexanderhausen / Şandra
141		Altfutok / Futog
145		Altsadowa / Sadova Veche
149		Apatin
153		Atscha / Vértesacsa
157		Bad Busiasch / Băile Buziaş
161		Bakowa / Bacova
165		Banater Bergland / Banatul Montan <ul style="list-style-type: none">• Reschitza / Reşiţa• Anina-Steierdorf• Königsgnad / Tirol• Deutschsaska / Sasca Montană• Deutschtschiklowa / Oraviţa-Ciclova Montană
181		Batschbrestowatz / Bački Brestovac
185		Batschsentiwan / Prigrevica
189		Bescheneed / Dindeştiu Mic
193		Bildegg / Beltiug
197		Billed / Biled
201		Blumenthal / Maşloc und Fibisch / Fibiş
205		Bogarosch / Bulgăruş
209		Bruckenua / Pişchia

213 | Bulkes/Maglić
217 | Darowa/Darova
221 | Diakowar/Đakovo
225 | Ebendorf/Știuca
229 | Elek
233 | Filipowa/Bački Gračac
237 | Fratelia/Timișoara-Fratelia und Neukischoda/Timișoara-Chișoda Nouă
241 | Grabatz/Grabaț
245 | Großbetschkerek/Zrenjanin
249 | Großsanktnikolaus/Sânnicolau Mare
253 | Großturwall/Törökbálint
257 | Hamroth/Homorodul de Jos
261 | Hatzfeld/Jimbolia
265 | Herzogendorf/Mezőfalva
269 | Hodschag/Odžaci
273 | Jahrmarkt/Giarmata
277 | Jarek/Bački Jarak
281 | Josefsdorf/Iosifalău
285 | Kalasch/Budakalász
289 | Katsch/Kač
293 | Kernei/Kljajićevo
297 | Kleindorog/Kisdorog
301 | Kleinomor/Rovinița Mica
305 | Kudritz/Gudurica
309 | Lenauheim
313 | Liebling
317 | Lowrin/Lovrin
321 | Lugosch/Lugoj
325 | Marienfeld/Teremia Mare
329 | Mercydorf/Carani
333 | Modosch/Jaša Tomić
337 | Moritzfeld/Măureni
341 | Mramorak
345 | Nadwar/Nemesnádudvar
349 | Neuarad/Arad-Aradul Nou
353 | Neudorf
357 | Neudorf a. d. Donau/Bačko Novo Selo
361 | Neupanat/Horia
365 | Neupasua/Nova Pazova
369 | Nitzkydorf/Nițchidorf
373 | Oberwischau/Vișeu de Sus
377 | Obrowatz/Obrovac
381 | Orzydorf/Orțișoara
385 | Palanka a. d. Donau/Bačka Palanka

389 | Pankota/Pâncota
393 | Parabutsch/Ratkovo
397 | Pesthidegkut/Budapest – 2. Stadtbezirk A
401 | Petlowatz/Petlovac
405 | Rekasch/Recaș
409 | Rudolfsgnad/Knićanin
413 | Sackelhausen/Săcălaz
417 | Saderlach/Zădăreni
421 | Sanktandres/Sânandrei
425 | Sanktanna/Sântana
429 | Sanktmartin/Sânmartin
433 | Schaikaschsentiwan/Šajkaš
437 | Schambek/Zsámbék
441 | Schandern/Șandra
445 | Schinal/Urziceni
449 | Schöndorf/Frumușeni
453 | Sekitsch und Feketitsch/Lovćenac und Feketić
457 | Siwatz/Sivac
461 | Schorokschar/Budapest – 23. Stadtbezirk
465 | Stanislau/Sanislău
469 | Sukunden/Socond
473 | Temeswar/Timișoara
477 | Terem/Tiream
481 | Traunau/Aluniș
485 | Triebswetter/Tomnatic
489 | Tschanad/Cenad
493 | Tscheb/Čelarevo
497 | Tscherwenka/Crvenka
501 | Warjasch/Variaș
505 | Wigatsch/Bikács
509 | Wudigess/Budakeszi

513 | **Register**



Grabatz / Grabaț

Rumänien

Das Altarkreuz erhielt Alfred Ivanov, Vorsitzender der Grabatzer Heimatortsgemeinschaft, vor wenigen Jahren von seinem ehemaligen Deutschlehrer Helfried Hockl, der aus dem rumänischen Lenauheim stammt und früher im Nachbarort Grabatz unterrichtete. Dieser wurde auf einem Markt hellhörig, als ein schönes Kreuz damit beworben wurde, dass es aus der Grabatzer Friedhofskapelle stamme. Da diese nach dem Zweiten Weltkrieg mehrfach geplündert wurde, könnte es sich bei dem Altarkreuz tatsächlich um ein Original handeln. Optisch ist es ein typisches Nebenaltarkreuz. Nicht nur wegen des ausgeprägten religiösen Gehalts ist das Objekt von besonderer Bedeutung für die HOG Grabatz. Weil die Kirche heute verschlossen und für die Gläubigen nicht zugänglich ist, stellt das Altarkreuz ein greifbares Stück der verlorenen geistlichen Heimat dar und verweist zugleich auf die zwiespältige Problematik banatdeutscher Kulturgüter hin.



Altarkreuz, [Herstellungsort unbekannt] [um 1920], 41 x 12 x 9,5 cm, vernickelter Stahl, gegossen, stammt vermutlich aus der Grabatzer Friedhofskapelle

Weitere Geschenke: Grabatzer Heimatblatt (2010), Postkarte mit Ortsmotiv (2007)



Heimatortsgemeinschaft Grabatz e. V.

„Unsere Kinder sind keine Grabatzer mehr, keine Banater. Und das ist gut so“, konstatiert Alfred Ivanov, Vorsitzender der Heimatortsgemeinschaft Grabatz, im Hinblick auf das nahende Ende des eingetragenen Vereins: „Das ist zum Aussterben verdammt. Es ist eine Zeitfrage. Meine Generation – ich bin jetzt 47 – ist schon fast nicht mehr daran interessiert. Wir haben nur die Kindheit, die Jugend da verbracht.“ Wie

die meisten aus Grabatz stammenden Deutschen ist Ivanov schon fast dreißig Jahre in Deutschland. Mit den letzten Aussiedlern in den 1990ern sind nahezu alle Deutschen aus dem rumänischen Grabaț verschwunden, deren Vorfahren während der mariatheresianischen Kolonisation in der damaligen von eingesessenen Viehzüchtern bewirtschafteten Puszta Gravazc angesiedelt wurden. Weil die 202 Ansiedlerhäuser im Unterschied zu benachbarten ausgewiesenen Kolonistenorten bereits bezugsfertig waren, war Grabatz bei Neuankömmlingen sehr begehrt. Nach dem Zweiten Weltkrieg änderte sich das. „Wer die Möglichkeit hatte, ist natürlich schnellstmöglich weg. Geblieben sind wirklich nur die alten Leute, die keine Verwandtschaft hier hatten, die keinen Bezug zu Deutschland hatten“, erklärt Ivanov.

Dieser Bezug zu Deutschland war für die Integration der Grabatzer, die heute vor allem in Landshut, Ingolstadt, Heilbronn und Karlsruhe wohnen, wichtig. „Wir haben damals schon hier gelebt, im Geiste. Wir haben auch die Klassiker gelesen, Schiller, Goethe. Unsere Fußballmannschaft war auch FC Bayern München oder das andere Lager, Mönchengladbach. Deshalb war es nicht schwer loszulassen“, fasst Ivanov zusammen. Sprache und Arbeit sind für ihn die entscheidenden Faktoren der Integration: „Wir mussten nicht groß integriert werden, wir konnten Deutsch. Und jeder hat versucht innerhalb weniger Tage irgendwo einen Job zu finden. Wir lagen dem Land nicht auf der Pelle. Man war sich nicht zu schade, auch den erstbesten Job zu nehmen, um Geld zu verdienen. Wir mussten ja Fuß fassen.“ Wo seine Heimat ist, kann der Vorsitzende für sich ganz eindeutig beantworten: „Als wir nach Deutschland kamen, fühlte ich mich so, als würde ich heimkommen. Wir haben viel erlebt in Rumänien. Es war das einzige Ziel,



Das vom Hatzfelder Steinmetzen Nikolaus Marshall gestaltete, 1926 eingeweihte Kriegerdenkmal in Grabatz, 2006



Grabatzer Lehrer- und Schülertreffen, 2005

aus diesem Land herauszukommen. Als ich hier ankam, war ich in der Freiheit.“

Eine Familienreise nach Rumänien hat gezeigt, dass der Ort, der den Mitgliedern der HOG als Grabatz in Erinnerung ist, in dieser Art ohnehin nicht mehr existiert. Ivanov hält fest: „Es ist jetzt eine andere Welt als die, die wir dort erlebt haben.“ Veränderungen und Vergänglichkeit werden von den ehemaligen Grabatzern jedoch wohlwollend akzeptiert. Deshalb sieht der Vorsitzende die Aufgabe der HOG mehr in der Kontaktpflege der Gemeinschaft als in der Kulturpflege eines vergangenen Lebens. Für Alfred Ivanov ist es der normale Lauf der Dinge, dass seine Töchter bislang eher gelangweilt sind, wenn über Rumänien gesprochen wird: „Die sind eben hier geboren und wachsen hier auf. Ich muss sie da nicht zwingen mitzumachen. Wir haben uns jahrelang dafür eingesetzt, dass die Jugend integriert wird in Deutschland. Mein Bestreben geht nicht dahin, sie nochmal an die Landsmannschaft heranzuführen.“ Auch die Publikation des jährlichen Heimatblattes

läuft ganz zwanglos. Wer die nächste Ausgabe haben möchte, überweist 5 Euro auf das Konto der HOG. „Wer nichts spendet, hat kein Interesse. Das wird auch nicht krumm genommen“, so die versöhnlichen Worte des Vorsitzenden. Das jährliche Heimattreffen – im Wechsel in Bayern und Baden-Württemberg veranstaltet – ist ein fester Termin für die Grabatzer, zu dem noch immer rund 300 Personen zusammenkommen. Ganz im Zeichen des kommunikativen Austauschs und Wiedersehens gibt es dabei weder Trachten noch eine Predigt. „Das ist nicht unser Ding“, so Ivanov.

Auch die Gründung der HOG 1970 ist auf den Wunsch der Kontaktpflege zurückzuführen. Damals war Michael Gruber der erste Vorsitzende. 2004 hat Alfred Ivanov diesen Posten übernommen und findet: „Unsere Hauptfunktion liegt darin, die Grabatzer dazu zu bewegen, sich einmal noch zu treffen und Erinnerungen und Erlebnisse auszutauschen – die Gemeinschaft zu erhalten.“ Deshalb werden neben dem großen Treffen auch kleinere Gruppen von ehemaligen



Die 1780 Maria der immer währenden Hilfe geweihte römisch-katholische Kirche, 2006 (links). Grabatzer Friedhof, 2006 (rechts)

Schulklassen, Lehrern oder die Musikkapelle in eigenen Treffen zusammengeführt. Um der Gemeinschaft die Vernetzung zu ermöglichen, war das „Familienbuch der katholischen Pfarrgemeinde Grabatz im Banat 1768-2008“ ein besonderes Anliegen, dem sich Ivanov in jahrelanger Arbeit bis zur Veröffentlichung im August 2008 in Offstein selbst angenommen hat: „Ich bin ja berufstätig. Und morgens bis vier Uhr habe ich am PC gesessen und um sechs bin ich zur Arbeit. Dann ging's weiter“, erzählt er. Bestrebungen, die Ortschronik weiterzuführen, gibt es nicht: „Mit der Veröffentlichung der Bücher ist das abgeschlossen. Bis 2008, das muss reichen. Sonst ist man ja nie fertig. Es werden immer wieder neue Kinder geboren, Grabatzer sterben.“ Und das wirkt sich auch auf die Pflege des Friedhofs für die verbliebenen Deutschen im Heimatort aus. Ivanov prophezeit: „Sobald keine Deutschen mehr in Grabatz leben, werden wir auch in dieser Hinsicht nichts mehr tun. Diese Zeit ist absehbar. Die kommt. Und dann ist es vorbei.“ Abgeschlossen hat die HOG mit dem Verhältnis zu den heutigen Bewohnern ihres Heimatortes

jedoch nicht: „Wir haben dort unten gelebt und wir wurden nicht immer gut geduldet, obwohl wir keine Fremden waren. Das hat schon ziemlich lange gedauert, bis wir das jetzt verkraftet hatten. Aber es ist kein Hass zwischen uns und den Rumänen. Eher eine gewisse Zurückhaltung“, sagt Ivanov. Weil gemeinsames Fußballspielen ein fester Bestandteil des Heimattreffens ist, reifen nun auch Pläne, ein Turnier im alten Heimatort zu veranstalten. Seit Kurzem besteht deshalb offizieller Kontakt zur Gemeindeverwaltung von Grabat. Wohin das führen soll, will der Vorsitzende noch offen lassen: „Jetzt versuchen wir, dass wir uns etwas annähern, uns entgegenkommen. Mal sehen, was es bringt.“ Eine gemeinsame Fahrt in den alten Heimatort wäre dann eine Premiere für die Heimatsortsgemeinschaft.

Franziska Veit



Großturwall / Törökbálint

Ungarn

Die ehemaligen Bewohner der im Umland von Budapest liegenden Stadt Törökbálint bewahren heute noch Alltagsgegenstände wie z. B. Töpfe oder Fässer, die bei der Vertreibung 1946 mitgenommen wurden, auf. Diese sind zwar an persönliche Erinnerungen gebunden, geben jedoch wenig Auskunft über die spezielle Beziehung zu ihrem Herkunftsort Törökbálint und zu ihrer neuen Heimatstadt Süßen, wo viele nach Flucht und Vertreibung ein neues Zuhause fanden. Dafür stellt die Gedenktafel einen direkten Bezug zu den Anfängen und zur Gegenwart in Baden-Württemberg und in Deutschland her. Es handelt sich um ein Replikat, dessen Original 2006 zur Erinnerung an 60 Jahre Vertreibung in Süßen eingeweiht wurde. Die Tafel erinnert an

das Schicksal der Ungarndeutschen, die Anzahl der in Süßen aufgenommenen Vertriebenen und ihre Herkunftsorte. Außerdem findet sich darauf eine Danksagung an die damalige Stadtverwaltung und die Bürger, die die Flüchtlinge aufgenommen und deren Integration gefördert haben. Dass die Tafel von einem Ortsunternehmen hergestellt wurde, in dem Nachfahren der Ungarndeutschen seit Jahren arbeiten, verweist auf das Hier und Heute. Auch im Heimatbuch „Süßen. Vom Dorf zur Stadt“ (1996), setzen sich die Autoren mit den ungarndeutschen Zuwanderern und deren Geschichte auseinander. In etwa der Hälfte des Buches wird die Ankunft und das Heimischwerden der Heimatvertriebenen in Süßen thematisiert.

Bronzene Gedenktafel, hergestellt in der Kunstgießerei Strassacker in Süßen, 2006, 23,5 x 33 x 0,7 cm, mit Aufschrift

Weitere Geschenke: Süßen – Vom Dorf zur Stadt / Walter Ziegler [u. a.], hg. von der Stadt Süßen, Verein zur Förderung von Kunst und Kultur in Süßen, Weissenhorn: Anton H. Konrad Verlag 1996, 228 S., Abb.





Ortsgemeinschaft der Ungarndeutschen in Süßen

Die Vorfahren der heute größtenteils in der baden-württembergischen Stadt Süßen wohnhaften ungarndeutschen überwiegend aus Großturwall/Törökbálint stammenden Heimatvertriebenen zogen in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts aus dem Schwarzwald und anderen vorderösterreichischen Territorien in das im Ofner Bergland gelegene Dorf Großturwall. Bereits 1790 bildeten die Deutschen neben Ungarn und Serben die stärkste Bevölkerungsgruppe. Die einzige Kirche im Ort war katholisch. Trotz der Magyarisierung bildeten die Deutschen bis zum Zweiten Weltkrieg die stärkste Bevölkerungsgruppe im Ort. Auf den respektvollen Umgang miteinander und die friedlich-kooperierenden Beziehungen zwischen den lokalen ethnischen Hauptgruppen wirkten sich die demographischen Mehrheits-

verhältnisse nicht aus. Spezielle Merkmale Großturwalls waren Weinanbau und -verarbeitung, eine erst vor Kurzem geschlossene Ziegelei, die an ein ehemaliges Kloster angegliederte Schule und ein heute noch bestehendes Lungen sanatorium.

Im Zuge der Vertreibungsmaßnahmen mussten nach dem Zweiten Weltkrieg nahezu alle Deutschen Großturwall verlassen. 1946 fuhren drei Transporte über die ungarische Grenze, für die Insassen der Waggonen eine Reise ins Unbekannte. Für die meisten Vertriebenen war Göppingen Endstation, wo sie auf Kreise und Gemeinden aufgeteilt wurden. Die beiden anderen Transporte führten nach Karlsruhe und in die Nähe von Winnenden.

Von den Ankömmlingen in Göppingen trafen im Februar 1946 die ersten in Süßen ein. Etwa 260



Luftaufnahme
des heutigen
Törökbálint

Pietätspark
in Großtur-
wall/Török-
bálint. Foto
Neue Presse,
Budapest



Menschen aus Großturwall galt es nun in einem ersten Schritt in Übergangslagern unterzubringen. Da die Flüchtlingsverwaltung von den Besatzungsmächten komplett den Städten und Gemeinden übertragen wurde, musste man dort für die amtliche Erfassung, Versorgung, Unterbringung und Arbeitsvermittlung der Vertriebenen sorgen. Bis 1946 war die Bevölkerung in Süßen auf 5.500 Einwohner angestiegen. Eine eigens ins Leben gerufene Wohnungskommission erfasste den bestehenden Wohnraum, um die angekündigten „Ostflüchtlinge“ schnell bei Süßener Bürgern unterzubringen. Zu Beginn sorgte besonders das situationsbedingte enge Zusammenleben für wachsende Ablehnung von Seiten der Einheimischen, doch größere Bauprojekte der Gemeinde, besonders zu Beginn der 1950er Jahre, entspannten die Lage. Zunehmend traten auch Ungarndeutsche als Bauherren auf. Eine der nun größtenteils ungarndeutsch belegten Siedlungen trug den umgangssprachlichen Namen „Paprikasiedlung“. Dieses Gemüse und seine verschiedenen Zubereitungsweisen wurden mit den Vertriebenen verbunden, da sie in Süßen vorher nicht verbreitet waren. Charakteristisch für die Großturwaller Heimatvertriebenen war auch die Erzeugung von Wein für den Eigenbedarf. „In Törökbalint hat damals jeder einen eigenen Weinkeller gehabt“, berichtet der

Vorsitzende der Heimatortsgemeinschaft Markus Czinszky. Der selbst- wie auch fremdgeschriebene Arbeitsethos der Donauschwaben könnte die ungeachtet mancher Hindernisse schnell vollzogene Integration der Donauschwaben teilweise erklären. „Als das Behördliche alles einigermaßen geregelt war, wurden die Arbeitskräfte und Facharbeiter vom Wirtschaftsboom aufgesogen, weil die Leute einfach von der Menge her gefehlt haben. Ansonsten hätte man wahrscheinlich schon in den 1950er Jahren Gastarbeiter anwerben müssen. Und so waren die Leute halt schon da. Sie waren erpicht darauf, Arbeit zu haben, ihr Haus zu bauen und wirklich anzupacken“, schließt Markus Czinszky aus den Erzählungen älterer ungarndeutscher Dorfbewohner, die heute aus der Stadt nicht mehr wegzudenken sind.

Die ungarndeutschen Heimatvertriebenen trafen sich nach der Ankunft in Deutschland einmal wöchentlich zum Stammtisch, wie es schon in der alten Heimat der Fall gewesen war. Aus diesen Treffen entwickelten sich die Aktivitäten und der Begriff der Gemeinschaft. Zum zehnten Jahrestag der Vertreibung gab es dann die erste Großveranstaltung. Da die Treffen seit jeher aus dem Wunsch nach Gesellschaft und Austausch zustande kamen, gab es keine festgelegten Ziele, die es zu verfolgen galt. Zu den ersten regel-



Gedenken an die ungarndeutschen Flüchtlinge und Vertriebenen in Süßen

mäßigen Veranstaltungen gehörte der Faschingsball, der bis zum Ende der 1990er Jahre abgehalten wurde.

Die schwungvollen Aktivitäten der Gemeinschaft der Ungarndeutschen vor Ort führten 1990 zur Übernahme der Patenschaft über die Großturwaller Heimatvertriebenen durch die Stadt Süßen. Daraus entwickelte sich zehn Jahre später eine Städtepartnerschaft zwischen Süßen und Törökbálint. Trotz gemeinsamer Vorhaben wie der Umbau des alten Friedhofs und die Errichtung eines Gedenksteins zur Erinnerung an die Vertreibung liegt der Fokus der HOG

noch heute vor allem auf Veranstaltungen in und rund um Süßen. Wenn auch die Intensität der Aktivitäten in den letzten Jahren zurückgegangen ist, steht im Jahresverlauf einiges auf dem Programm. Von zentraler Bedeutung ist dabei der „Kaffeenachmittag“ im Oktober, zu dem rund 120 ehemalige Großturwaller und Freunde des heutigen Törökbálint zusammenkommen. Des Weiteren findet jeweils im Frühjahr und im Herbst ein Vesperabend statt. Im Rahmen der Städtepartnerschaft fährt jedes Jahr eine kleinere Gruppe aus Süßen zum Maifest nach Törökbálint, während umgekehrt eine Gruppe von dort am Süßener Stadtfest teilnimmt. Die ersten größeren, von der Süßener Kirchengemeinde organisierten Busfahrten nach Törökbálint wurden 1979 sowie 1982 unternommen. Heutzutage finden diese Reisen etwa alle zwei Jahre statt. Die Erinnerungen an die alte Heimat werden auch dadurch am Leben gehalten, dass die noch in Ungarn geborenen Großturwaller eigene Sammlungen mit Erinnerungsstücken angelegt haben. Die Geschichte von Flucht, Vertreibung und Integration der Großturwaller wird jedoch erst bei der Einsicht der im Gemeindearchiv der Stadt Süßen aufbewahrten Akten und privaten Schriftstücke in vollem Umfang nachvollziehbar.

Die Organisation der Veranstaltungen, zu der die Koordination und Verbreitung des Jahresprogramms zählt, ist die Hauptaufgabe des Vorstands. „Wenn nicht die Leute da sind, die das Ganze ziehen und die anderen mitziehen, dann schläft immer irgendwas ein, oder dann gibt’s den Verein einfach nicht mehr. Damit muss man auch leben“, sagt Markus Czinszky und hofft die derzeitigen Aktivitäten mit Hilfe engagierter Helfer noch viele Jahre fortführen zu können.

Franziska Richter



Hamroth / Homorodul de Jos

Rumänien

Die alte Frau, die dem Betrachter aus dem Reliefbild entgegenblickt, ist Judith Bleth. Sie flüchtete 1944 mit ihrer Tochter und ihrer Enkelin aus Hamroth im Sathmarer Gebiet. Das genaue Entstehungsdatum der Schwarzweißfotografie ist nicht bekannt. Da Judith Bleth 1952 im Alter von 82 Jahren im Allgäu verstarb, wurde das Bild vermutlich wenige Jahre zuvor aufgenommen. Die Rahmung und Zusammenstellung als Reliefbild wurden von ihrem Sohn, Josef Bleth, der nach dem Ersten Weltkrieg nach Mexiko auswanderte, vorgenommen. Es blieb zunächst in seinem Besitz und ging vor ca. 15 Jahren in die Hände von Margarethe Wieser (Dietmannsried) über, der Enkelin von Judith Bleth. Während das Bild zu Anfang im Wohnzimmer aufgestellt war, wurde es später aus Platzgründen auf einen Schrank im Dachboden verlegt. Die Fotografie ist ein frühes Zeugnis des Neuanfangs in Deutschland.



Reliefbild in Holzrahmen [Aufnahme- und Herstellungsort des Rahmens unbekannt] [1944/52], 30 x 30 cm, Schwarzweißfotografie auf gelblichem Grund, Kopftuch aus schwarzem Stoff nachgestellt, Rahmen aus dunkelbraunem Holz



Heimatortsgemeinschaft Hamroth

„Die Heimat auf Erden ist eine kostbare Gabe Gottes und eine gewisse Notwendigkeit für unsere menschliche Natur. Darum ist Heimat und Heimatpflege eine menschliche Pflicht, um so über manches im Leben hinwegzukommen. Man ist durch sie wie ein Baum, der tiefe Wurzeln hat. Die Stürme können ihn wiegen und biegen und zerzausen, aber nicht gleich entwurzeln“, heißt es in dem von Stefan Brendli verfassten Hamrother Heimatbuch „Unsere Heimat“ (1973). Doch Ende September 1944 verließ etwa die Hälfte der Hamrother aus Angst vor der Roten Armee ihr Dorf und zog in Richtung Deutschland. Die andere Hälfte folgte wenige Tage später, nachdem die Rote Armee bis nach Hamroth vorgedrungen und es dort zu blutigen Kämpfen mit Wehrmachtseinheiten gekommen war.

Im kriegsgeschädigten Deutschland erwies sich das Leben jedoch als ebenso schwierig, sodass ein Großteil der Hamrother im folgenden Jahr wieder zurückkehrte. Sie fanden ein fast vollständig abgebranntes Dorf vor und befanden sich damit nach Kriegsende in einer Situation, die der ihrer Vorfahren im Ansiedlungsjahr 1781 nicht unähnlich war. Es gab jedoch einen Unterschied: Die Hamrother hatten durch die Flucht ihren Haus- und Landbesitz verloren und entsprechend den rumänischen Agrarreformbestimmungen auch keinen Anspruch mehr darauf. Somit brachen schwere Zeiten für sie an. Den ersten Winter verbrachten viele in Erdhütten und auf der Suche nach Nahrung in den umliegenden Dörfern. Aber sie kämpften sich durch, fanden Arbeit und bauten das Dorf nach und nach wieder auf. Statt den gewohnten großen



Bändertanz einer Sathmarer Tanzgruppe auf der Feier „200 Jahre Hamrother Kirche“, Hamroth 2008

schwäbischen straßenseitigen Giebelhäusern mussten sie sich dabei allerdings mit kleineren, kompakten, für rumänische wie auch ungarische Dörfer typischen Walmdachhäusern zufrieden geben. Seit den 1970ern versuchten viele Hamrother die Flucht über die rumänisch-ungarische Grenze zu ergreifen, doch erst nach dem Fall des Eisernen Vorhangs war der Weg nach Westen für sie offen. So wanderten die Hamrother Sathmarschwaben – bis auf wenige Ausnahmen – zum zweiten Mal nach Deutschland aus.

Abgesehen von einigen Nachkommen aus interkulturellen Ehen gibt es heute in Hamroth keine Deutschen mehr. Nichtsdestotrotz zieht es den ehemaligen Hamrother Johann Mutter jedes Jahr aufs Neue dorthin zurück. „Die ersten Jahre, wo man die Welt erlebt, das bindet. Jede Ecke, jede Kleinigkeit birgt für mich starke Erinnerungen. Die gibt es nur einmal im Leben. Aber dort sind nur die Erinnerungen, die Heimat ist nicht mehr dort“, erklärt Mutter seine Reisen. So erinnert er sich auch an ein Vorkommnis, das ein bezeichnendes Licht auf die Identitätsproblematik der Ausgesiedelten wirft. Eine heute noch im Ort lebende ehemalige Schulkameradin bezeichnete ihn gegenüber einer Freundin als Deutschen und nicht als Hamrother Schwaben: „Wenn wir kommen, sagen sie ‚Da kommt ein Deutscher‘. Das ist schon komisch, und wenn ich jetzt nach so vielen Jahren dorthin komme, kenne ich immer weniger Leute und die kennen mich nicht, weil ich so langsam dort ein Fremder geworden bin.“

Damit weder Hamroth noch die Leistungen ehemaliger Bewohner in Vergessenheit geraten, stiftete die Landsmannschaft der Sathmarer Schwaben in der Bundesrepublik Deutschland e. V. zwei Gedenktafeln, die 2011 an der Schule und in der Kirche aufgestellt wurden. Erinnert werden soll an Priester Stefan Brendli sowie an Rektor Stefan Koch, die sich beide nach dem Kriegsende um die Sathmarer und ihre Kultur verdient gemacht haben. Ebenso viel liegt den



Kreuzerhöhungskirche in Hamroth (oben). Gedenktafel zu Ehren des Hamrother Priesters Stefan Brendli (1903-1982) an derselben Kirche, aufgestellt 2011 (unten)

Hamrothern an der Erhaltung der Hamrother Kreuzerhöhungskirche. Daher sammelte die Heimatortsgemeinschaft von 2005 bis 2008



Hamrother nach dem Gottesdienst zum Kirchweihfest 2011 in der St. Josephs Kirche in Sindelfingen

Spenden für die Sanierung der Fundamente. Im Jahr 2008 fand in Hamroth eine Jubiläumsfeier anlässlich der zweihundert Jahre seit der Errichtung der Kirche statt, an der eingesessene und ausgesiedelte Hamrother, aber auch Vertreter der umliegenden rumänischen und ungarischen Gemeinden teilgenommen haben.

Die ausgesiedelten Hamrother setzen die Tradition des Kirchweihfestes fort, indem sie jedes Jahr im September ein Kreuzerhöhungsfest veranstalten. Der ehemalige Hamrother Pfarrer Emmerich Tempfli bettete die Feier in seiner Eröffnungsansprache zum Festgottesdienst 2011 in den migrationsgeschichtlichen Kontext ein: „Jedes Jahr im September war in Hamroth Kirchweihfest. Dass Sie diese Tradition hier in Deutschland fortsetzen, will ich als ein Zeichen sehen, das wie der Balken des Kreuzes die alte Heimat mit der neuen Heimat verbindet und Sie wie der Stamm des Kreuzes, mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehen und aufgerichtet und ausgerichtet bleiben zu Gott.“

Neben dem Kirchweihfest lädt die HOG jährlich zu einem Faschingsball ein, an dem etwa hundert Verkleidungsfreudige zusammenkommen.

Johann Mutter, der sich mit seinen 60 Jahren inzwischen selbst zu den Alten zählt, berichtet, dass in den letzten Jahren mehr junge als alte Leute auf den Treffen sind: „Die noch Älteren fehlen mir. Die, auf die ich mich am meisten freuen würde, kommen nicht mehr, weil sie alt sind und weil es anstrengend ist. Aber es war immer ein Genuss hinzugehen und die anderen zu sehen. Und so sieht man die Leute und freut sich einfach, dass man sich gesehen und gesprochen hat, weil man sonst so zerstreut ist.“

Wie lange es noch mit der HOG Hamroth und ihren Aktivitäten weiter geht, ist ungewiss. Ihr Vorsitzender Otto Brendli vermutet bei jungen Leuten wenig Interesse. Einen Anhaltspunkt für seine Annahme liefert die geringe Anzahl der Einzelmitgliedschaften – lediglich 35.

Aikaterini Filippidou



Katsch / Kać

Serbien

Mit der Feststellung, dass in jeder Familie verschiedenste handschriftliche Rezepte aus der alten Heimat Katsch im heutigen Serbien zu finden sind, wurde auch die Idee für das Kochbuch der HOG geboren. Viele der Katscher Frauen folgten einem im Heimatblatt „Katscher Nachtkrapp“ (1995) veröffentlichten Aufruf zum Mitmachen. So konnten fast zweihundert Seiten donauschwäbischer Spezialitäten – von „Applbit“ (Apfelbitten) bis „Zellrichsalaot“ (Selleriesalat) – in „Mei Leibspeis“ veröffentlicht werden. Viele der Rezepte stammen aus der Zeit der Auswanderung im 18. Jahrhundert. Sie wurden durch die österreichische, ungarische, serbische und rumänische Küche bereichert, bevor sie nach dem Zweiten Weltkrieg im Gepäck der Vertriebenen wieder zurück nach Baden-Württemberg fanden. Um weiterhin mit Paprika und anderem in Deutschland damals unbekanntem Gemüse kochen zu können, etablierte sich nach der Ankunft der donauschwäbischen Heimatvertriebenen in Deutschland ein Handel mit den ehemaligen serbischen Nachbarn. Getrocknete Samen wurden per Post nach Deutschland geschickt, während die Menschen in Kać im Gegenzug Nähnadeln, Aspirin und andere Medikamente erhielten. Daher sieht der Vorsitzende der Heimatortsgemeinschaft Herbert Schön in „Mei Leibspeis“ einen „Brückenschlag“ zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Als Geschenk soll das Kochbuch die Dankbarkeit der Katscher ausdrücken.



Mei Leibspeis/Katscher Heimatausschuß (Hg.), Oftersheim 1995, 223 S., Abb., Kochbuch



Heimatortsgemeinschaft Katsch

Wer das Gemeinde- und Forstmuseum von Oftersheim im Rhein-Neckar-Kreis besucht, findet im Dachgeschoss eine Stube der donau-schwäbischen Gemeinde Katsch. Die Exponate erzählen vom Leben und Alltag deutscher Siedler in der Batschka und von der Zeit nach Flucht und Vertreibung, als zahlreiche ehemalige Bewohner von Katsch in der Hardtwaldsiedlung in Oftersheim eine neue Heimat fanden. Wie unterschiedlich die Eindrücke dieser Flucht sein konnten, bringt der Vorsitzende der Heimatortsgemeinschaft Katsch, Herbert Schön (Bammental) auf den Punkt: „Während es für mich mit fünfeinhalb Jahren ein Abenteuer war, war es für die Erwachsenen eine Tragödie.“ Dass nach der plötzlichen Flucht 1944 etwa 30 Katscher Familien sich im Raum Heidelberg niederließen, war nicht ganz zufällig. Schön erklärt: „Wir wissen, dass wir ursprünglich aus dem Südwesten stammen – daher war der Wunsch, wieder zurückzukommen.“

Angesiedelt wurden die Vorfahren der HOG-Mitglieder ursprünglich in Jarek. Weil fruchtbares Land knapp war, kauften die deutschen Siedler Felder im Nachbarort Katsch und ließen sich als Minderheit im serbisch dominierten Ort nieder. „Wir haben nicht separiert gewohnt, sondern mit den anderen zusammen. Das heißt, wenn ein Pferd krank war, dann konnte es sein, dass ein serbischer und zwei deutsche Bauern die Nacht durcharbeiteten, um das Pferd zu erhalten. Das war normal, umgekehrt genauso. Aber man hat nicht untereinander geheiratet“, weiß Schön zu erzählen. Auf der Straße wurde Serbisch gesprochen. So beherrschen die, die Katsch als junge Erwachsene verlassen haben, noch immer die serbische Sprache im woiwodinischen Dialekt. Dass die ältere Generation sogar akzentfreies Ungarisch spricht, zeugt von der Geschichte der Batschka. Herbert Schön erinnert sich: „Ich war sechs Jahre und hatte bis dahin zwei Staatsbürgerschaften. Ich bin



Katscher Gedenkstätte aus alten Grabsteinen auf dem Oftersheimer Friedhof (links). Gedenkstätte auf dem Katscher Heimatfriedhof mit 27 erhaltenen Grabsteinen, 2007 errichtet (rechts)

Die Bewohner von Kać verabschieden ihre deutschen Gäste vor dem Rathaus, 2003.



geboren 1939 als jugoslawischer Staatsbürger, 1941 wurde die Batschka wieder Ungarn angeschlossen. 1944 flüchteten wir und später bin ich deutscher Staatsbürger geworden.“ Als 1942 fast alle deutschen Männer zum deutschen Militär gingen, war das ein entscheidender Schritt. „Damit waren die deutlichen Signale gesetzt, dieses friedliche Zusammenleben wird es nicht mehr geben“, befindet Schön. Dass das Verhältnis zwischen der HOG und den serbischen Bewohnern von Kać heute so intensiv und lebendig sein kann wie es ist, sieht der HOG-Vorsitzende in der frühen Flucht begründet: „Es gab genügend andere Dörfer, wo die Entschlüsse nicht fielen, wo nur die Hälfte flüchtete oder gar niemand flüchtete. Die haben bittere, ganz bittere Opferzahlen zu beklagen, auf brutalste Weise. Mit der Konsequenz, dass immer noch ein verkrampftes Verhältnis zu den jetzigen Bewohnern besteht. Das ist schwer, teilweise sogar unmöglich – wogegen wir es ganz leicht hatten. Da war eben ein gutes Verhältnis schon immer da.“

Bei der Gründung der HOG in den frühen 1950er Jahren waren die Eltern von Herbert Schön und Hans Fix – der heute ebenfalls im Rahmen der

HOG engagiert ist – die treibenden Kräfte. Fix erinnert sich an die Anfänge: „Wenn da der Aufruf gemacht worden ist, dass Katscher Treffen ist, kamen sie ja von ganz Deutschland. West, Ost, Süd – da waren wir über 400 Leut‘. Die Kurpfalzhalle in Oftersheim war voll gewesen. Sukzessive hat das dann nachgelassen, ganz langsam. Wir treffen uns heute noch, aber da sind wir vielleicht noch 30.“ Der Kontakt in die alte Heimat bestand zunächst in privaten Fahrten seit den 1970er Jahren. Bei einem Besuch Schöns im Jahr 2000 überschlugen sich dann die Ereignisse mit dem Sturz Miloševićs. Er erzählt: „Ich bin in die Gemeinde gegangen, hab meinen Pass abgegeben und ganz offiziell gesagt, ich möchte nicht still und heimlich mein Elternhaus besuchen, sondern offiziell Kontakt aufnehmen. Nach zehn Minuten war die Hälfte des Gemeinderates da und die Arme waren offen und die Freude war groß. Das Angebot war, unsere Heimatortsgemeinschaft möchte mit deren Kulturverein Kontakt aufnehmen.“ Der Kontakt besteht bis heute und ist ein wesentlicher Teil der HOG-Arbeit. Dazu kommt die Organisation der regelmäßigen Treffen, der Heimatfahrten und der quartalsweisen Publikation



*Kačer Bürger zu
Besuch bei ihren
ehemaligen deutschen
Nachbarn, 2010*

des Heimatblattes „Katscher Nachtkrapp“ für die 142 zahlenden Mitgliedsfamilien. Besonders stolz ist man hier aber auf die Kontakte, die über den Heimatort hinausreichen. Herbert Schön und seinen Mitstreitern geht es – und dabei entschuldigt er sich für die großen Worte – um Völkerverständigung und Europa: „So wie uns der Westen und die europäische Völkerfamilie aufgenommen haben, so ähnlich sollten wir das tun mit den Serben. Das ist so unser Kochrezept. Das ist pathetisch, aber so fühlen und so handeln wir: Wir waren Dorfnachbarn, und jetzt sind wir Nachbarn in Europa.“ Dass sie mit diesem Anspruch ernst genommen werden, zeigte im vergangenen Jahr eine Anfrage beim baden-württembergischen Sozialministerium. Um Erfahrungen und Informationen zu sammeln, wurde eine Delegation des Sozialministeriums der Autonomen Provinz Woivodina eine Woche lang mit den hiesigen Europa-Standards für Menschen mit Behinderung vertraut gemacht, durch Einrichtungen geführt und mit für sie umsetzbaren Konzepten versorgt – alles gefördert von der Landesregierung Baden-Württemberg und organisiert und durchgeführt von der Katscher HOG.

Trotz sinkender Mitgliederzahl sieht Schön in diesen neuen Bezügen zur alten Heimat die Zukunft der Gemeinschaft: „Natürlich schrumpft sie. Darüber sind wir traurig. In zehn Jahren werden wir dann um einen Stammtisch herum-sitzen. Die Integration ist vollzogen und übrig bleibt wahrscheinlich eine Gruppe, die historisch, sozial oder touristisch interessiert ist. Und jetzt machen sich tatsächlich junge Leute per Fahrrad auf den Weg und fahren die Donau entlang, ohne, wie bisher, in Wien umzudrehen. Sie wollen die neu errichteten Donauwege in der Batschka kennenlernen. Wir haben auch 40 bis 50 Jahre alte Leute, die in der Volkshochschule Serbisch lernen. Das ist eine ganz andere Denkweise und das wollen wir fördern: den unverkrampften Kontakt miteinander, ohne die Belastung der Vergangenheit, ohne Faust in der Tasche. Das ist eine neue Generation, da gibt es keine weichen Knien mehr, feuchte Hände und Augen, aber viel Neugierde.“

Franziska Veit